

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 11

Artikel: Amerika von Europa aus gesehen
Autor: Lang, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rechtlicher Freiheit zur positiven verpflichtenden Freiheit sein. Das ist unser Weg des Gerichtes. Die Stunde der Berufung ist immer zuerst Stunde des Gerichtes. Das ist jetzt unsere Wahl: In unserer Selbstgerechtigkeit zu verharren oder durch das Gericht neuer Berufung teilhaftig zu werden. Die neue Berufung ist eine größere denn je. Denn jetzt geht es um einen neuen genossenschaftlichen Aufbau der Welt, in dem sich unser politischer Bekenntnisname Eidgenossenschaft erst vollgültig erfüllen wird. Die Erfahrung von Jahrhunderten aber verlangt dazu die Mitwirkung aller jener Kräfte, die die überwundenen Systeme der Herrschaft trugen. Es ist das Höchste, das uns jetzt aufgetragen ist: Führerschaft um der Gemeinschaft willen in Freiheit zu bejahen.

Amerika von Europa aus gesehen.

Ein Bericht von Paul Lang, Zürich.

Die Bücher über Amerika häufen sich. Deutlicher spüren wir mit jedem Tag, wie uns Amerika Schicksal wird. Nichts dürfen wir in Wahrheit versäumen, was uns hilft, das Gesicht jenes Kontinentes richtig zu erfassen. Und wie kompliziert ist es doch! Töricht wäre es, U. S. A. mit irgend einem europäischen Land zu vergleichen. Es handelt sich um einen halben Erdteil, der das tropische und das arktische Klima kennt, dessen Landschaften die größte Mannigfaltigkeit aufweisen. Gerade diese äußerste Verschiedenheit des Landschaftlichen gerät in Felix Möschlins Buch (Amerika vom Auto aus. 20,000 Km. U. S. A. Mit 154 Tiefdruckbildern. Eugen Kentsch-Verlag, Erlenbach u. Leipzig) zu letzter Eindringlichkeit. Möschlin faßt die Impressionen seiner dreimonatigen Reise zusammen, die ihn auf der südlichen Route (Washington) von Ozean zu Ozean und dann auf der nördlichen (Yellowstone Park) wieder zurückgeführt hat. Die Kontraste, das Auf und Ab, das Unfertige, Gärende des Erdteils, das ist es, was Möschlin im Vorbeisausen erhascht. Der ungeheure Wohlstand imponiert ihm, wie er jedem Europäer imponieren muß. („Man kann dies und jenes gegen Los Angeles sagen. Man muß auch dieses sagen: Ein Mann räumt neben mir den Boden auf; er hat ein Haus, einen Ford und einen Chrysler.“) Die gigantische Landschaft Kaliforniens erregt berauschend Möschlins der Natur zugetanes Gemüt. So heftig prasseln die Eindrücke auf ihn ein, daß er, gleichsam benebelt davon, kaum die Zeit findet, sie nebeneinander zu setzen. Die Fülle geben sie, die Unendlichkeit, die Verwirrung. Aber in den Rocky Mountains trifft er einen Petroleumarbeiter, der ihm wie das Symbol Amerikas vorkommt. Er verdient acht Dollar im Tag und findet eines schönen Morgens, jetzt wolle er sich doch einmal sechs Monate Ferien nehmen. Unverzüglich packt er Frau, drei Kinder, Küchenkasten und Hund auf das Auto und fährt los: Richtung Schwiegermutter. Sie wohnt 2500 Km. weg. Nicht, daß ein Arbeiter sich das leisten kann, ist das Erstaun-

liche; vielleicht auch, daß er es will! Möschlins Sinn ist dem Wunder Amerikas verfallen. Seine ungebrochene Männlichkeit, die ihn in der Jugend die gewaltige Natur Schwedens stürmisch an die glühende Brust drücken ließ, jauchzt auf vor Freude, daß Amerika ein Werden des ist. Ein Chaos? „Nun gut, ist es nicht berauschend für Männer, Chaos zu gestalten!“ Etwas bang kehrt er zurück in die sauber gepuzte, helvetische Stube.

Möschlin hat vor allem die Natur Amerikas gesehen. (Schöne Bilder zeugen davon.) Die Menschen spüren wir nur flüchtig in seinem Buch. Und doch ist eine große Gefahr auch ihm nicht entgangen. Auch er hat bemerkt, daß eine Landflucht begonnen hat, die das Antlitz des Landes gänzlich verändern mag. Heut halten sich Landwirtschaft und Industrie in den Staaten noch ungefähr die Wage. Aber wie lange? Der Farmer, der nie ein Bauer war, sondern immer ein Unternehmer, beginnt seine Branche als unrentabel zu empfinden. Er zieht in die Städte. Die Städte aber — das ist die gewollte Unfruchtbarkeit! Es wäre verfrüht, vom Rassetod zu reden. Aber vielleicht hat Amerika doch bereits den Höhepunkt seiner zauberhaften Prosperität überschritten. Langsam senkt sich die Schale. Sie spüren es selber. Sie werden unruhig. . .

Davon hat freilich E. Müller = Sturmheim noch nichts bemerkt. (Ohne Amerika geht es nicht. Amalthea-Verlag, Zürich.) Sein 150seitiges Bändchen ist ein Hymnus auf das Land der Zukunft. Genial, so nennt er das vom amerikanischen Volk gefundene Gesetz: „Je größer der Lohn, desto größer der Profit,“ ausgeschaltet ist drüben der europäische Gedanke, daß der Mensch eine Ware sei. Die U. S. A. stehen der neuen Menschenehre näher als es Europa ist. Wie ist es um die Möglichkeiten der Bildung bestellt? Große Schulomnibusse sammeln die Kinder von den entlegendsten Dörfern. Dadurch werden der Landbevölkerung dieselben Bildungsmöglichkeiten wie den Stadtbewohnern geboten. In Europa schimpft man auf die Mechanisierung durch die Maschine, die dort das Leben unerträglich machen soll. Bitte, in Europa ist der Mensch selbst die Maschine, in Amerika bedient er nur die Maschine. „In der Hand Europas ist die Maschine heute noch ein Fluch, in der Hand Amerikas schon heute ein Segen, morgen die vollständige Freiheit.“ Der Verfasser hat das Verdienst, einige ganz wesentliche, positive Leistungen Amerikas hervorzuheben und zur Nachahmung zu empfehlen. Er gibt nebenbei auch zu, was er mit Amerika gleichsetze, sei auch dort noch nicht überall das Herrschende. Sicherlich! Doch, wir wollen mit seinem Hymnus in Rosa nicht rechten. Er wollte ein Ideal-Amerika skizzieren und er hat es getan.

Das Reale stellt uns André Siegfried dar. (Die Vereinigten Staaten von Amerika. Orell Füßli, Verlag.) Es hieße Gulen nach Athen tragen, wenn man ausführlich den Nachweis erbringen wollte, daß dieses Buch die erschöpfendste Darstellung der gegenwärtigen Lage der Union ist, die wir besitzen. Siegfried, ein eminent kluger und fleißiger Beobachter, besitzt ebenso die Gabe klarer und scharfer Analyse, der keine Schwäche verborgen bleibt, wie die überlegener Darstellung. In drei Teile ist sein Buch gegliedert. Im ersten behandelt er die ethnische

und religiöse Krisis des amerikanischen Volkes, im zweiten die amerikanische Wirtschaft, im dritten die amerikanische Politik. Tafeln und Tabellen, Karten und Pläne ergänzen den Text und gestalten so das Ganze zu einem Nachschlagewerk allerersten Ranges. Man kann dieser Darstellung wahrscheinlich nur einen Vorwurf machen, der keiner ist. Sie wird rasch veralten. Siegfried bekennt in der Einleitung, die Entwicklung der U. S. A. gehe mit Riesenschritten vor sich, die Ansichten, die man sich 1914 über Amerika gebildet habe, seien von Grund auf zu revidieren. So wird auch die Anlage seines Werkes spätestens 1940 allerorten gesprengt sein. Man spürt, daß das Tempo sich nicht verlangsamen wird, daß die Union vor schicksalhaften Entscheidungen steht, die ihr ganzes Wesen verändern mögen. Will Durant, der Schöpfer des Buches „Die großen Denker“, dieser so erfrischend amerikanischen Darstellung der Philosophiegeschichte in Biographien, zitiert im letzten Teil, wo er von den Philosophen Amerikas spricht, einen wichtigen Passus des spanisch-amerikanischen Denkers Santayana, den ich mir nicht versagen kann anzuführen: „Amerika ist nicht einfach ein junges Land mit einer alten Mentalität, es ist ein Land mit zwei Mentalitäten, von denen eine das Überbleibsel des Glaubens und der Maßstäbe der Väter ist, die andere aber der Ausdruck der Instinkte, Handlungsweisen und Entdeckungen der jüngeren Generationen. In allen höheren geistigen Angelegenheiten — in Religion, Literatur und sittlichem Fühlen — ist der ererbte Geist maßgebend und das so sehr, daß Bernhard Shaw Amerika um hundert Jahre hinter unserer Zeit zurückgeblieben findet. In Wirklichkeit blieb eine Hälfte des amerikanischen Geistes, ich will nicht sagen vornehm und nüchtern, sondern leis verstockt und schwamm langsam im Kielwasser, während die andere Hälfte in Erfindungen, in der Industrie und in sozialer Organisationsarbeit sich wie ein Niagarafall erging. Man kann dieses Verhältnis in der amerikanischen Architektur symbolisch ausgedrückt finden. Der amerikanische Wille wohnt im Wolkenkratzer, der amerikanische Geist im Landhaus des „Colonial style.“ Nun ist es aber wiederum nicht so, daß diese Mentalität der „jüngeren Generationen“ irgendwie einheitlich scharf zu begrenzen wäre. Sie ist vielmehr ein Gemisch von Entwicklungen, die einesteils aus dem amerikanischen Leben selbst erwachsen sind, andernteils sich aus der durch die Einwanderung übermittelten Genen der aller verschiedensten Rassen ergeben haben. Die Grundtatsachen der Zusammensetzung der amerikanischen Bevölkerung sind ja bekannt. Bei Siegfried findet man nun aber genaue Angaben nicht nur über die bedeutende Verschiebung innerhalb der Einwanderungsquantitäten überhaupt, sondern auch über den ethnischen Aufbau der einzelnen Staaten. Vielleicht ist es doch nicht uninteressant, die zwei typischsten Zahlen einander gegenüberzustellen: Von 1871—1880 stammten 91,6 % aller Einwanderer aus Nord- und Nordwesteuropa, von 1910—1920 aber 77,2 % aus romanischen und slavischen Ländern. Die seither erfolgte Kontingierung war eine bewußte Maßnahme der angelsächsischen Herrschicht zu Ungunsten der nicht germanischen Einwanderung. Der Grund: obschon sie der Union heute noch das kulturelle Gepräge verleiht, empfindet sie sich doch bereits in bedrohter Position. Trotz der gewaltsamen Absperrung — die übrigens be-

reits ein neues soziologisches Phänomen gezeitigt hat: Masseneinwanderung von mexikanischen Arbeitern — ist der Umwandlungsprozeß von einem wesentlich angelsächsisch protestantischen Land in etwas annoch Undefinierbares, doch jedenfalls Anderes nicht mehr aufzuhalten. Ein ganz bedeutendes Symptom war in dieser Hinsicht die Aufstellung des Jren M Smith als Präsidentschaftskandidat, denn nie ist ein Präsident bisher nicht Protestant gewesen und nur in einem einzigen Falle (Roosevelt) von nichtenglischer Abstammung. „Man kann ohne Übertreibung sagen,“ bemerkt Siegfried, „daß sich seit der Smith'schen Kandidatur zwei Kulturen um die Regierungsgewalt bekämpfen: die neue, kosmopolitische und industrialisierte Kultur der Großstädte des Ostens und die ältere, in hergebrachtem Sinne amerikanische Kultur der Landschaft und der mittleren Städte.“ Ich muß es mir versagen, beim wirtschaftlichen Teil ausführlich zu verweilen, doch ist gerade diese Partie voll von Wissen, Durchleuchtung, Einsicht. Nur ein kleines Blitzlicht: Gegenüber den wirtschaftlichen Wohltaten der Industrialisierung bemerkt Siegfried, es sei letzten Endes doch fraglich, ob die riesige Publizität auch wirklich kulturfördernd sei. „Den Menschen zu standardisieren, um die Produktion der Dinge, die man ihm verkaufen will, besser standardisieren zu können, heißt die Tatsachen auf den Kopf stellen und vergessen, daß die Güter dieser Welt für den Menschen und nicht der Mensch für die Güter da ist.“ Es ist klar, daß Amerika den standardisierten Menschen schon weitgehend gezüchtet hat, ebenso, daß es sich damit, wie immer die Welt sich noch verändere, mit jedem Tag vom europäischen Menschentypus weiter entfernt. Wennschon eine gewisse Anpassung der Europäer an diese Entwicklung nicht zu leugnen ist, so werden sie doch — glücklicherweise! — den gigantischen Vorsprung Amerikas in dieser Hinsicht nimmermehr einzuholen vermögen.

Auf einem viel beschränkteren Gebiet besitzt ein drittes Buch alle Vorzüge der Siegfried'schen Arbeit: die gleiche Schärfe der praktischen Beobachtung, dieselbe logisch-klare Durchdringung der Stoffmasse. Es ist nicht zufällig, daß es ebenfalls von einem Franzosen stammt. H. Dubreuil, der als praktischer Arbeiter und Gewerkschaftsführer dieselben arbeitspsychologischen Reformtendenzen vertritt wie der Theoretiker Hendrik de Man, hat fünfzehn Monate in einer Reihe von amerikanischen Fabriken gearbeitet, darunter auch bei Ford, und unterbreitet nun die Resultate seines Beobachtens und Nachdenkens. (H. Dubreuil: Arbeiter in U. S. A. Bibliographisches Institut Leipzig.) Ich habe das Buch, das mit den Waffen der Wirklichkeit einen ganzen Schwarm von Vorurteilen, Schlagworten und falschen Verallgemeinerungen totschießt, mit der größten Spannung gelesen. Dubreuil, der zwanzig Jahre praktischer Fabrikarbeit in Europa hinter sich hat, stellt fest, daß der amerikanische Maschinismus die Arbeitsfreude keineswegs tötet. Sie ist drüben viel größer als bei uns. Nicht nur des hohen Lohnes wegen! Der besteht freilich schon. Vergleichende Tabellen, die Dubreuil auf Grund seiner persönlichen Erfahrung zusammengestellt hat, ergeben, daß für eine Arbeitsstunde effektiv in Amerika zwei- bis dreimal so viel Güter erworben werden als in Frankreich. (Für 1 Liter Milch arbeitet der Franzose 23 Minuten, der Amerikaner 13, für ein

Suhn der Franzose 2 Stunden, der Amerikaner 30 Minuten, für eine Tonne Kohlen der Franzose 85 Stunden, der Amerikaner 23 u. s. w.) Noch wichtiger ist, daß der Arbeitgeber begriffen hat, wie sehr es in seinem eigenen Interesse liegt, die Arbeitsfreude zu heben. Er achtet im Arbeiter den Menschen; so liegt ein Hauch von Kameradschaftlichkeit über der Fabrik, der strenge Disziplin nicht ausschließt. Dubreuil erwähnt sehr wenig von den sogenannten Welfare Departments. Sie scheinen in der Metallindustrie, die er vor allem gut kennt, keine Rolle zu spielen. Umso Interessanteres weiß er über die eigentliche Betriebsorganisation auszusagen. Die Macht der Gewerkschaften sei im ständigen Zunehmen, die Periode der Niederschießung von Streiks durch die Pinkertonleute endgültig überwunden. Der amerikanische Unternehmer habe in den letzten 50 Jahren das Taylor-System, die wissenschaftliche Betriebsführung (Scientific management), so sehr im Einklang mit der Arbeiterschaft entwickelt, daß von einem Raubbau keine Rede mehr sei. Mit demselben wissenschaftlichen Geist, der ständig eine noch weitere Steigerung der „Efficiency“ erstrebe, betrachte er nun die psychologische Seite der Arbeitsleistung, der Arbeiterfrage. Vor sechs Jahren habe es die Baltimore and Ohio Co. erstmals gewagt, den Arbeitern ein Mitspracherecht bei der Betriebsführung zu geben. Der Erfolg war überraschend. Die gemischte Kommission, die daraufhin gebildet worden ist, hat in den ersten fünf Vierteljahren in 1609 Sitzungen 11,478 Vorschläge behandelt und davon 79,2 % angenommen. Der Erfolg erklärt sich daher, daß die eingereichten Vorschläge vorher bereits durch die Arbeiter selbst gesiebt worden sind. Der „Baltimore and Ohio Plan“ dehnt sich seither rapid über die fortschrittlichen Betriebe aus, und die Arbeiter erklären mit Stolz, jetzt hätten sie das Gefühl, „in der Industrie das Bürgerrecht erworben zu haben“. Dubreuil scheint in dieser Entwicklung so etwas wie die Lösung der Arbeiterfrage überhaupt zu sehen. Er weiß, daß wir den Industrialismus nicht mehr abschaffen können; also heißt es dem Arbeiter das Dasein möglichst erträglich gestalten. Das tut man in Amerika in jedem Betracht. Der Arbeiter hat dort so hohe Löhne, daß er sich einen Komfort leistet, wie er anderswo dem Mittelstand entspricht (5-Zimmerwohnung, Zentralheizung, Bad, zwei Autos). Seine Arbeitszeit beträgt in den modernsten Betrieben nur noch fünf Tage. Wenn er sich als Arbeiter vorstellt, hat er nicht das Gefühl, endgültig einer tieferen Klasse anzugehören und von dem, der ihn empfängt, durch eine Kluft getrennt zu sein. Und nun hat er zu allem noch „in der Industrie das Bürgerrecht erworben“! Nebenbei räumt Dubreuil mit dem Vorurteil auf, der Maschinismus mache den Menschen zum blödsinnigen Sklaven. Im Gegenteil! Die Maschinen haben vor allem — in Amerika in viel höherem Maße als bei uns — alle mühselige Trägerarbeit ersetzt. Und in dem Maße wie die Güter serienweise hergestellt werden, wächst der Bedarf an hochqualifizierten Werkzeugen. Dubreuil sieht da einfach eine Entwicklung der Technik. „Früher arbeitete Handfertigkeit am Gegenstand, heute am Werkzeug.“ Ich habe selten etwas Erschütterndes gelesen als die Beschreibung, die Dubreuil von der Fertigstellung einer hochkomplizierten Maschine gibt. Wie da die allerletzte Präzision eben doch wieder nur — die Hand leisten

kann! Der Arbeiter steht in solchen Momenten auf der Höhe des Bildhauers, der am Endpunkt seiner Modelliertätigkeit angelangt ist. Er ist Meister und Schöpfer — keineswegs Sklave! Man muß diese Seiten lesen, um Tatsachen kennen zu lernen. Es ist freilich zu bedenken, daß Dubreuil hier vielleicht etwas zu einseitig innerhalb der Metallindustrie empfindet, auch sind hier bewußt nur die obersten und neuesten Formen der amerikanischen Industrie erwähnt worden. Jedoch ist er der erste, selbst immer wieder zu betonen, daß Amerika als Ganzes genommen ein Chaos sei, „wo man Seite an Seite die veraltetsten und die modernsten Dinge sehen kann“. Dennoch bleibt eine Mächtigkeit des Eindrucks, der sich keiner entziehen kann. Denn das ist für Dubreuil gewiß, daß die Zukunft in der Richtung der Beseelung und Durchgeistigung der Industrie liegt, daß den Musterbetrieben von heute sich die Nichtmusterbetriebe von gestern in absehbarer Zeit anpassen müssen. Etwas anderes können wir schließlich für Europa auch nicht wünschen. Vielleicht wird man eines Tages Dubreuil Recht geben, wenn er sagt, man werde einst den Versuchen Taylors „gleiche historische Bedeutung beimessen, wie seinerzeit der Aufteilung des Grundbesitzes durch die französische Revolution“. Dann nämlich, wenn die im Geiste der Kooperation entwickelte „wissenschaftliche Betriebsführung“ den Marxismus gegenstandslos gemacht haben wird.

Raum läßt sich ein größerer Gegensatz denken, als er zwischen der Welt dieses sachlich-logischen Mannes und dem Intuitionsfeuerwerk Reyserslings besteht, das dieser in seinem Amerikabuch auf einen niederprasseln läßt. (Graf Hermann Reysersling: Amerika. Der Ausgang einer neuen Welt. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Bezaubernd, ja verführerisch ist das Buch, wo man es anpackt. Vielleicht auch verwirrend; anregend sicherlich auf jeder Seite. Durchaus originell wirkt schon die Einleitung, wo Reysersling vom geopsychologischen Gesichtspunkt aus eine großartige Schau der amerikanischen Landschaft entwirft, in der sich der Einfluß gewisser Grundansichten C. G. Jungs nicht verleugnen läßt. Die amerikanische Landschaft, so spürt Reysersling sehr stark, ähnelt vor allen andern der russischen und nord- oder zentralasiatischen. Die „Seelenlosigkeit“ des amerikanischen Menschen ist mithin ähnlich der des asiatischen, die Psychologie des Trustmagnaten nicht viel entfernt von der des Dschingiskhan. Beiden eignet die Maßlosigkeit. Es braucht aber nicht immer so zu sein. Einst werden auch die Amerikaner die ungeheure Natur ihres Landes „vermenschlicht“ haben, wie die Japaner es mit der ihrigen schon lange taten. Einst werden „Götter“ auch in Amerika entstehen. Bis heute sind die Amerikaner Kolonisten geblieben. Sie haben ins neue Land nur ihren Körper mitgenommen, nicht ihre Seelen, denn außer bei den Juden und Griechen hört „bei allen andern Auswanderern die Tradition im Sinne eines ununterbrochenen kollektiven Unbewußten als Lebenshintergrund nach wenigen Generationen zu bestehen auf“. Somit wird diese „Seelenlosigkeit“ andauern solange als nicht eine eigene neue Seele aus der Gemeinschaft mit der Mutter Erde geboren wird. Hier haben wir das Leitmotiv des Buches von Reysersling, das er nun mit der raffinierten Orchestrierungskunst eines Richard Strauß durch alle Ton-

arten jagt. Das Buch deutet — wie jedes Buch Kehlerlings — vorwärts. Es ist ursprünglich mit dem Titel „America set free“ englisch geschrieben worden, für die Amerikaner selbst. Es soll ihnen helfen, „den Weg zur echten Selbstverwirklichung zu ebnen“. Wie konnte ihre Seele bisher erwachen, da doch jedes Jahr neue Schübe Fremder ins Land brachte und die bereits auf dem Wege zur Kultur befindliche Schicht wieder und wieder alle Kräfte, die nach innen gehen sollten, für die Assimilierung artfremder Elemente aufbrauchte. Doch jetzt ist der Schlüsselpunkt unter diesen Zustand gesetzt. Dank der Einwanderungsbeschränkung wird die Masse der Amerikaner sich nicht mehr wesentlich verändern. Die neue, eigenartige Mischkultur wird Form und Gestalt erhalten. Man wird zugeben, daß der Moment glücklich gewählt war, um auf das Protoplasma zu wirken!

Es ist an dieser Stelle gänzlich unmöglich, es ist überhaupt technisch unmöglich, irgendwie in Kürze den Inhalt dieses Buches wiederzugeben. Kehlerling läßt sich in seinen Gedankengängen auf Schritt und Tritt zu voreiligen Verallgemeinerungen, zu verwirrenden Abschweifungen verführen, die zwar immer geistreich und prickelnd sind, aber es äußerst schwierig gestalten, eigentliche Grundlinien herauszuschälen. Er bleibt eben doch immer in erster Linie, was er schon zur Zeit seines „Reisetagebuches eines Philosophen“ war: ein sehr anregender philosophischer Impressionist, dem aber der Wille zur umfassenden Synthese fehlt. So wechselt der Standpunkt auch in diesem Buche auf Schritt und Tritt. Abwechselnd sieht der Autor die Zukunft Amerikas in den düstersten Farben und im rosigsten Licht. Man könnte zu Duzenden Widersprüche anführen. Doch wozu? Er will ja durch die scharfen Formulierungen zum Widerspruch, zum eigenen Denken anregen. Daß er dies selbstgesteckte Ziel vollkommen erreicht, ist keine Frage. Aber ebenso sehr erschwert es die kritische Auseinandersetzung mit dem schillernden Werk. Ich erwähne daher nur kurz ein paar Gedankengänge, die man ausführlich bei ihm selber nachlesen möge. Im Gegensatz zu Dubreuil's Buch, in dem von der Weiblichkeit kaum ein Wort gesagt wird, gilt fast die Hälfte des Kehlerling'schen Werkes dem unerschöpflichen Thema der amerikanischen Frau. Er sieht sie als reinsten Typus der Amazone, beurteilt richtig ihre ungeheure Macht und deren Gefahr. Beide, der gegenwärtige Amerikaner und die gegenwärtige Amerikanerin, sind letztlich unschöpferisch: der Mann im Geist, die Frau im Gefühl. Daher ihre Unzufriedenheit, ihre Gehehtheit, ihre Leere. Im reinmechanischen rollen sie ihr, der schöpferischen Kräfte bar gewordenes, Dasein ab, in immer stärkerer Rotation. Soll eine Umkehr erfolgen, so kann sie nur durch die Frau kommen, die, nach erfolgter Einsicht, ihre Söhne anders erziehen müßte: auf daß sie wieder wirkliche Männer würden und die jetzt durch die Vorherrschaft der Frau gebrochene Polarität der Geschlechter aufs neue herstellten. Die Frau könnte das bewirken, denn sie ist es ja, die das Land beherrscht; die Mädchen-Colleges sind seine kulturellen Zentren. Amerika ist überhaupt in einem ungeheuren Übergang begriffen. Die Revolte der Jugend, die man sich gar nicht radikal genug vorstellen kann, bedeutet zutiefst, daß die puritanische Tradition, die bisher das Land bestimmte, ihren natürlichen Ablauf erreicht hat. Im heutigen Amerika gibt

das Kind den Ton an. Das Land wird immer jünger, d. h. immer primitiver. Gewissermaßen war es noch bis zum Weltkrieg eine Kolonie Europas, heute schafft es sich tatsächlich eine eigene Seele. Diese Seele aber ist notwendig primitiv. Sogar an Berührungspunkten mit der russischen Seelenlage fehlt es nicht. Kehlerling empfindet als die wahre Seele des Bolschewismus nämlich nicht eine bestimmte Regierungsform, sondern das Evangelium der Technisierung ohne Ausbeutung. Dazu noch eine geschichtsphilosophische Parallele. Ähnlich verhielt es sich mit den romanisierten Germanen nach dem Verfall des römischen Reiches. Mit voller Kraft kam da ihre germanische Primitivität zum Ausbruch. So entstand das dunkle Mittelalter. . .

Man mag diese Gedankengänge Kehlerlings nun weiterspinnen so viel man will: aus jeder Zeile tritt das absolut Unbestimmbare des amerikanischen Schicksals vor Augen. Weil Kehlerling das Problem von so viel mehr Seiten sieht als die übrigen hier erwähnten Schriftsteller und ihn seine intuitive Begabung dazu verleitet, ständig das Gras der fernsten Zukunft wachsen zu hören, sind die Entwicklungsmöglichkeiten, die er andeutet, von der mannigfaltigsten Art. Zuletzt ergibt sich doch, daß die Kräfte des Bodens, der puritanischen Kultur, der hundert dorthin verpflanzten europäischen Rassen, die wachsenden Einwirkungen Europas, der übrigen amerikanischen Länder und des erwachenden Asiens ein Endergebnis ergeben, welches kein Sterblicher vorauszurechnen vermessen genug sein darf. Doch Eines scheint über jeden Zweifel erhaben: das sphinxartige Gesicht Amerikas wird das Gesicht der Welt — ob wir es lieben oder nicht — mit jedem Tag stärker beherrschen; und so können wir auf das Rätsel seiner Entwicklung heute wie morgen nicht anders blicken denn mit der größten Spannung und Erwartung, hin- und hergeschüttelt von Liebe und Haß, von Furcht und Hoffnung, von tiefster Besorgnis und höchstem Vertrauen.

Der neue Dominik Müller.*)

Von Arnold Bächli.

Ein jener Romane, wie sie, schon nach der Meinung der Romantiker, ein Dichter nur einmal zu schreiben vermag, weil er die schöpferische Gabe mit seinem Leben, seinem Herzblut bezahlt hat. Zwar verschanzt sich der Poete Dominik hier — höchst überflüssigerweise, aber gut schweizerisch — hinter eine „Einleitung des Herausgebers“, die an trockener Zurückhaltung nichts zu wünschen übrig läßt, darauf gar noch hinter ein galliges „Vorwort des Verfassers“, und nachher schimpft er sich erst noch zwei Seiten lang den Groll auf seine heimatliche Kram- und Gramstadt vom Halse, ehe er sich endlich herbeiläßt zu erzählen, was er eigentlich erzählen wollte,

*) Dominik Müller, Felix Grollimunds russisches Abenteuer. Verlag Grethlein, Zürich und Leipzig.